

Wie notwendig diese Einzelarbeit noch ist, haben wir oben am Beispiel der Sorge für die wandernde Jugend erwähnt. Ein anderes Beispiel ist die Jugendgerichtshilfe, die sich erst in diesem Jahr 1917 einen Ausschuß für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen und ein eigenes Organ „Deutsche Jugendgerichtsarbeit“ geschaffen hat (Beilage zu „Die Jugendfürsorge“, Berlin, Zillesen). Eine recht gute, in sich abgeschlossene Durcharbeitung eines weiteren Einzelgebietes bietet die Schrift: Rechtliche Fürsorge für die von Jugend an körperlich Gebrechlichen, mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. Von Dr. iur. et rer. pol. Kurt Schwarz (8° [XXII u. 308 S.] München u. Leipzig 1915, Duncker u. Humblot. M 8.—). Diese Schrift stellt auf einem ganz eng begrenzten Teilgebiet das dar, was auf allen Gebieten als Vorarbeit zur gründlichen Erörterung der Frage eines einheitlichen Jugendgesetzes notwendig ist. Erst auf Grund solcher Arbeiten ist festzustellen, in welchem Umfang und Sinn überhaupt von einem einheitlichen deutschen Jugendrecht gesprochen werden kann und wie weit dies zu wünschen ist. Unter dieser Rücksicht bietet das Werk auch über die Kreise der am behandelten Teilgebiet unmittelbar Interessierten reiche Anregung. Eine Ergänzung zu Schwarz in erzieherischer und pfliegerischer Hinsicht bietet das Schriftchen: Krüppelschulen für Kinder und Erwachsene von Arnold Hirz (Soziale Tagesfragen Heft 44, 8° [58 S.] M.-Glabbach 1916, Volksvereinsverlag. M 1.20). Ähnliche Anlage wie das Buch von Schwarz zeigt „Die Fürsorge für Geisteskranken und geistig Abnorme nach den gesetzlichen Vorschriften, Ministerialerlassen, behördlichen Verordnungen und der Rechtsprechung“ von Dr. C. Moeli (8° [XII u. 212 S.] Halle a. S. 1915, Marhold. M 5.—). Wenn dieses Werk auch die Jugendlichen nur im Rahmen des gesamten Teilgebietes betrachtet, so zeigt doch diese Behandlungsweise ihrerseits die engen Zusammenhänge innerhalb einer sachlich zusammengehörigen Gruppe um so deutlicher.

Aus dieser kurzen Umschau auf dem Gebiet der Jugendbildung und -fürsorge, die von zahlreichen Einzelarbeiten und Tageschriften abfließt, ergibt sich schon, in welcher lebendiger Bewegung wie im Werden und Wachsen dies ganze Arbeitsgebiet zur Zeit noch ist. Es ergibt sich, wie wichtig fördernde Teilarbeit und wie schwierig eine allumfassende Darstellung und noch mehr Regelung sein muß.

Constantin Koppel S. J.

Der Fall Meyrink.

Warum „mußte“ man Meyrink gelesen haben? Für seinen „Golem“ machten im Anzeigenteil großer Zeitungen seitenlange Reklamen begeisterten Lärm. Konnte man da nicht auf den Gedanken kommen, es handle sich hier um anderes als um Kunst? Dann war es aber kaum klug, das Buch zu kaufen. Oder ist das Bewußtsein, einem gerissenen Händler in die Falle gegangen zu sein, so unerheblich, daß es „gebildete“ Geister nicht stört? Auf diese Beschämung mußte man um so mehr gefaßt sein, als sich sogar in ganz „modernen“ Blättern Kritiken fanden, die den „Golem“ durchaus nicht verherrlichten. Im „Literarischen Echo“ (18, 766) hieß es z. B.: Meyrink zeige eine äußerlich starke Technik,

aber man frage sich vergebens, welches für ihn „die innere künstlerische Ursache“ gewesen sei, „dieses dicke Buch zu schreiben“. Beurteiler, die auf christlichem Boden standen, hatten gegen den „Golem“ und seine Verbreitung noch viel mehr einzuwenden. Und als gar „Das grüne Gesicht“ erschien und das Geschäft von neuem begann, schrieb Froberger in der Literarischen Beilage zur Kölnischen Volkszeitung (9. Januar 1917), in diesem Roman komme alles vor, was geeignet sei, „den letzten Rest von Verstand für geraume Zeit auszuschalten“. Natürlich wurde über Gustav Meyrink sehr viel gesprochen, über eine Sammlung jahrelang zurückgelegter Erzählungen sogar so viel, daß die Vossische Zeitung (17. Juli 1917, Nr. 350) meinte: „Die ‚Bombenreflamme‘ für manche frühere Satire Meyrinks war jetzt allerdings nicht angebracht.“

Schriftsteller, die sich um christliche Sitten bekanntermaßen so wenig kümmern wie Wedekind und Heinrich Mann, wollten bei Meyrink „nur die jedem Dichter freistehende Satire gegen lächerliche oder unerfreuliche Erscheinungen der Zeit gesunden haben“. So sagten sie mit einigen andern Damen und Herren in einem „Protest“, den der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ im Juli 1917 an die Presse versandte. Mittlerweile war Meyrink nämlich im Aprilheft der Monatschrift „Deutsches Volkstum“ als „einer der geschicktesten und gefährlichsten Gegner des deutschen, des völkischen Gedankens“ heftig angegriffen worden. Und nun offenbarte sich ein lehrreicher Gegensatz der Auffassung. Im „Deutschen Volkstum“ wurde über Meyrink gesagt: „Fast jede seiner zahlreichen Novellen hat den Neben- oder Hauptzweck, die Monarchie, die Offiziere, Vertreter des deutschen Volkes im Auslande, kurz irgend etwas Deutsches lächerlich zu machen“. Eine grobe Satire auf die — nach Meyrink ganz und gar unnütze — Tätigkeit der Pastorenfrauen wurde als „teufliche Verhöhnung deutscher Frauen“, als „wahrhaft satanische Gemeinheit“ bezeichnet. Dagegen bescheinigten in dem vorhin erwähnten „Protest“ ein deutscher Botschafter, ein deutscher Offizier von der Front, der zugleich Hochschullehrer ist, und die Frau eines deutschen Pastors, sie hätten in den Werken Meyrinks „niemals irgendwelche Berunglimpfungen“ entdeckt.

Dieselbe Satire kann, wie man weiß, je nachdem sie aus einer lustigen oder aus einer galligen Stimmung ihres Dichters abgeleitet wird, sehr verschieden zu bewerten sein. Aber der grelle Unterschied in den Urteilen über die Satiren Meyrinks rührt schwerlich bloß von einer verschiedenen Deutung seiner künstlerischen Absicht oder von einer verschiedenen Empfindlichkeit seiner Leser her. Vielmehr denken die Beurteiler, wofür sie sich der Tragweite ihrer Worte bewußt sind, offenbar grundverschieden über die Pflichten eines Dichters gegen sein Volk. Die Satiren Meyrinks sind so rücksichtslos, daß sie mindestens bei einem großen Teile der Massen, an die sich die „Bombenreflamme“ wendet, nicht als eine heilsame Verspottung „lächerlicher oder unerfreulicher Erscheinungen der Zeit“, sondern als Entweihung vaterländischer und sittlicher Ideale wirken. Den Kreisen um den „Simplicissimus“, aus denen Meyrink stammt, und in dessen Art er schreibt, ist ja vom Inland wie vom Ausland die schädliche Wirkung ihres Vitriols oft genug bestätigt worden. Übrigens steht unter den Protestlern gegen die Angriffe auf Meyrink Dr. Kurt Martens, und der sagte 1903 über die jetzt

von ihm verteidigte Sammlung, sie durfte nach Malagawein und abgenutzten Stiefeln und enthalte auch „Vikantieren und Bötchen“ (Das Literarische Echo Nr. 6, S. 138). Und 1908 fühlte derselbe Kurt Martens für die in Meyrink als Blöddiane hingestellten Leutnants ein „gerechtes Mitleid“, das sich auch ihrer guten Seiten erinnerte, und er glaubte (zwar zaghaft, aber immerhin), für die Pastorenfrauen „ritterlich eintreten“ zu müssen. Meyrink solle „diese harmlosen Wesen nicht ausspotten“, in den „Mondainen deutscher afternoon-teas, in den großen Kofotten oder in den entweibten Mal-Megären“ biete sich ihm vielleicht ein würdigeres Ziel für seinen Grimm (Das Literarische Echo, Nr. 10, S. 561).

Was Meyrink vorzuwerfen ist, trifft andere Vertreter unseres Schrifttums ebenso schwer oder noch schwerer. Daher ist es hoch erfreulich, daß zahlreiche katholische wie protestantische Männer und Frauen Deutschlands, unter ihnen auch Bischof Dr. Paul Wilhelm v. Keppler, den Anlaß benützt haben, in einer zunächst gegen die Verteidiger Meyrinks gerichteten Kundgebung allgemein zu erklären: „Wir weisen den Anspruch auf eine künstlerische Freiheit, die darin ihren Zweck sieht, das mit einem kalten Hohne zu verunglimpfen, was uns wert und teuer sein muß, zurück; eine Freiheit zur Entsittlichung eines Volkes und zur Zerstörung seiner religiösen Werte kann es für eine Nation nicht geben. Um so mehr in einer Stunde wie der gegenwärtigen würde die Duldung eines derartigen Treibens bedeuten, daß unser Volk um seinen innern und folglich den eigentlichen Preis dieses fürchterlichen und opferreichen Ringens betrogen wird.“

Damit dieser Gefahr wirksam begegnet werde, muß mehr als bisher die Einsicht Raum gewinnen, daß es doch eine Torheit und eine unwürdige Sklaverei ist, sich durch Geschäft und Mode vorschreiben zu lassen, was man zu lesen habe. Vacordaire meinte, das Leben sei so kurz, daß man eigentlich nur Meisterwerke lesen könne. Der Grazer Germanist Anton Schönbach gibt in seinen weitverbreiteten Gedanken über „Lesen und Bildung“ den Rat, womöglich kein Buch zu lesen, bevor es ein Jahr alt ist. Für die „schöne Literatur“ ist dieser Rat ausgezeichnet: nach einem Jahre hat die Zeit ganze Berge der anfangs so wichtig tuenden Papiermasse auf immer fortgeschwemmt. Jedenfalls aber sollten einem denkenden Menschen seine Seele, seine Zeit und sein Geld zu schade sein, sie auf ein Buch zu verwenden, das die heiligsten Güter frevelhaft gefährdet. Und da es nicht an Mitteln fehlt, sich darüber vor dem Ankauf und vor dem Beginn der Lesung mit ausreichender Sicherheit zu unterrichten, so ist es unter den jetzigen Verhältnissen eine doppelt dringliche Forderung, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen und es nicht erst auf einen Versuch ankommen zu lassen, der meist nur dem gewinn gierigen Händler nützt. Nur wenn sich in diesem festen Willen alle Gutgesinnten zusammenschließen, wenn sie diesen Grundsatz in ihren Kreisen zur öffentlichen Meinung erheben, kann das Verderben, das breite Schichten unseres Volkes bereits ergriffen hat, aufgehalten werden. Die Gefahr ist sehr ernst, und durchaus berechtigt ist daher die Mahnung, mit der die Gegner Meyrinks ihre Kundgebung schließen: „Bücher und Vorstellungen unbedingt zu meiden, die im Dienste jener zersetzenden Mächte stehen oder durch eine unwürdige Ländelei ein Schandmal in der Geschichte unserer Zeit bilden, mit gleichem

Ernstes aber alles zu unterstützen, was auf den Gebieten des religiösen, künstlerischen und geistigen Lebens die sittliche Läuterung und die nationale Stärkung unseres Volkes wahrhaft fördert". Gesagt worden ist das oft genug; möchten wir endlich alle, die sich zu unsern Anschauungen bekennen, auch danach handeln!

Jakob Overmans S. J.

Worte eines wahrhaft Großen.

Am 27. Juli dieses Jahres starb in Bern im Alter von 76 Jahren der weltberühmte Chirurg und Hochschulprofessor Theodor Kocher. Er galt als einer der größten Chirurgen aller Zeiten, und man verdankt es ihm, wenn auf verschiedenen Gebieten, z. B. in der Magen Chirurgie und bei Prostataoperationen, heutzutage der Arzt nicht mehr mit Angst, sondern mit einer gewissen Sicherheit arbeitet.

Von diesem wahrhaft großen Manne, der viele Tausende geheilt und ganze Generationen tüchtiger Ärzte herangebildet hat, werden in einem der zahlreichen Nachrufe goldene Worte berichtet, die verdienen, weithin bekannt zu werden.

Als man 1912 in Bern unter reger Beteiligung ausländischer Gelehrten seine vierzigjährige Tätigkeit als Hochschullehrer feierlich beging, da fügte er bei dem Festakte in der Aula seinem Danke für die Ehrungen folgende Worte bei:

„Lassen Sie mich es aussprechen, daß ich tief beschämt bin ob allen den Ehrenbezeugungen, und ich sehe mich um, wo ich mich schützen soll vor eitler Selbstüberhebung. Ich finde zwei kräftige Stützen, die mir die Ruhe wiedergeben und es mir möglich machen, mich all der Güte und Freundlichkeit, die mir widerfährt, von Herzen zu freuen.

„Das eine ist, daß ich an den großen Haller denke, ein Gedanke, der schon an und für sich einen ganz klein und bescheiden macht, wenn man sich vergegenwärtigt, welch allesumfassendes Genie in diesem wahrhaft großen Manne lebte. ...

„Was mir aber noch viel mehr und vor allem erlaubt, diesen Tag ohne Gewissensbisse zu feiern und feiern zu lassen, ist dies, daß ich, in völliger Übereinstimmung mit diesem größten und unabhängigsten Forscher aller Zeiten, in der glücklichen Lage bin, an einem Tage wie dem heutigen vor allem meinen Dank gegen Gott laut werden zu lassen, daß er mir während vierzigjähriger angestrengter Tätigkeit durch tausend Nöten und Schwierigkeiten, wie sie einem Mediziner, und zumal einem Chirurgen, aus den Sorgen um das Wohl leidender Mitmenschen erwachsen, hindurchgeholfen hat.

„Die zweite Stütze gegen eitle Einbildung ist das intensive Bewußtsein, welch gewaltigen Anteil an den Leistungen des einzelnen jederzeit eine große Zahl von Mitarbeitern haben“ (Der Bund, Nr. 348, Morgenblatt, 28. Juli 1917).

Vielleicht macht dieses mannhaftes Bekenntnis zum Gottesglauben, das der hochgeehrte Professor vor einer außerlesenen, gelehrten Versammlung ablegte, auf manche unglaubliche und stolze Gemüter noch mehr Eindruck, wenn sie erfahren, daß Kocher nicht Katholik, sondern Protestant war; freilich kein fanatischer Protestant, sondern ein aufrechter, gläubiger Mann, der sich nicht einmal